

Nr. 91. **Bromberg, den 2. Mai** **1928.**

Der Mann, den die Welt nicht sah!

Ein Roman von Traum und Sein
von **Hanns Marschall.**

(16. Fortsetzung.

10. Kapitel,

in dem die „Lady Harbin“ eine Gespensterfahrt macht, und bei der Ankunft in Kolombo der Hafenkommandant das vermeintliche Gespenst verhaftet.

„Tom!“ sagte eine tiefe, rauhe Stimme.

Die „Lady Harbin“ stampfte und ächzte in der schweren Dünung. In regelmäßigen Abständen sprühte zischend weißer Gischt am Kiel des Schiffes auf. In der Takelage knarrte und heulte es.

Dicht neben der Luke auf Achtern, die zum Mannschaftsraum hinunterführte, stand im Schutze einiger Ballen der zweite Steuermann. Er hatte die alte, kurze Pfeife mit dem zerbissenen Mundstück in den äußersten, linken Winkel geschoben und starrte immer auf einen Punkt am Heck.

Hinter ihm in der Luke war der Maat aufgetaucht und hatte ihn schon eine Weile beobachtet.

„Tom!“ sagte er jetzt noch einmal, stieg mühsam die letzten drei Stufen empor und schlug dem andern derb auf die Schulter, daß der erschrocken zusammenfuhr und sich umsah.

„Möchte wissen, Tom, was du immerzu hinter dich starrst, als wenn du in Singapore ein Liebchen hättest sitzen lassen, wie?“

Der zweite Steuermann schüttelte unwillig den Kopf, nahm die Pfeife aus dem Mund und klopfte sie umständlich aus. Dann spie er kunstgerecht und im weiten Bogen einen Priem über Bord und versenkte die Hände in die Taschen seiner weiten, blauen Hose.

„Willst du nicht reden?“ drängte der Maat. „Gestern schon, gleich nach der Abfahrt, hast du über eine Stunde hier gestanden und immer auf einen Punkt geglotzt wie ein Hai, der eine leere Blechbüchse verschluckt hat, und heute stehst du wieder hier!“

Der zweite Steuermann nickte nachdenklich. Dann sagte er nach einer Weile, nur um den andern abzulenken. „Wir werden eine schwere Fahrt haben!“

Der Maat lachte dröhnend auf. „Hast recht! — Vielleicht wäre es doch besser gewesen, du hättest in Singapore gewartet. Wenn der Wind so weiter bläst, sind wir entweder in der halben Zeit in Kolombo, — oder nie!“

Tom antwortete nicht. Er hatte sich umgedreht und sah über die Wasserwüste. Graue Wolken jagten am Himmel dahin. Die kleinen Inseln, die sie passierten, machten einen trostlosen Eindruck.

„Willst du nun nicht sagen, Tom, was du hast?“ begann der Maat nach einer Weile abermals hartnäckig.

„Was ich habe? —“ wiederholte Tom, ohne sich umzuwenden. Er räusperte sich und schien etwas hinunterzuschlucken. „Ahnungen!“ setzte er dumpf hinzu. „Und wenn ein Tom Howith Ahnungen hat, — hol's der Deubel, dann irrt er sich nie! — Ich bin achtzehn Jahre auf See, mein Junge, aber noch nie ist mir so zumute gewesen, wie auf dieser Fahrt!“

Ungläubig sah der Maat den Steuermann an. „Was für Ahnungen hast du denn?“ fragte er endlich.

Ein Achselzucken war die Antwort.

Der Maat überlegte und schien an den Fingern etwas auszurechnen. „Es ist meine sechste Fahrt auf dem Kasten hier. Bis jetzt war alles allrigth! — Wir sind vorgestern abend von Singapore weg. Vorgestern war — Freitag! — Freitag und dazu der Dreizehnte! — Deubel auch!“ Er schlug sich klatschend auf die Unterschenkel. „Hab's bei Gott vergessen und nicht darauf geachtet!“

„Der Alte hat den ganzen Kasten ausgeschwefelt. Nicht eine Ratte ist an Bord!“ sagte Tom Howith. „Wenn das gut geht diesmal, will ich ein Klüvernetz fressen, wenn wir in Kolombo festmachen!“

„Hast du etwas entdeckt?“ forschte der Maat vorsichtig.

Der Steuermann drehte sich um, musterte den Maat prüfend und spähte dann in die Luke hinab.

„Ja! — Ich habe etwas entdeckt!“ zischte er leise am Ohr des andern. „Es geht auf dem alten Bananenkasten um!“ Er deutete mit der Hand nach dem hinteren Teil des Schiffes. „Siehst du dort etwas?“

Der Maat sah angestrengt nach dem bezeichneten Punkt. „Nein!“

„Seht ihr! — So fängt es an. Mit Blindheit geschlagen ist alles. Keiner sieht etwas. Ich aber sage dir, es geht um!“

„Was?“ — „Ich weiß nicht was!“

„Was hast du entdeckt?“

„Siehst du dort das Stück Papier liegen?“ — „Ja!“

„Es ist eine amerikanische Zeitung, mein Junge!“

„Nun ja, und was weiter?“

„Sie ist erst einige Tage alt. Von vorgestern! — Sie liegt direkt aufgeschlagen, groß und breit, daß du dich nur hinzustellen brauchst, wenn du sie lesen willst!“

„Weiter!“

„Wir haben jetzt ungefähr Windstärke 6 oder 7! — Glaubst du, daß dabei ein Zeitungslatt seelenruhig liegen bleiben kann?“

„Es wird sich festgeklemmt haben!“

„Oder richtiger: Es muß festgeklemmt worden sein!“

„Von wem? — Wer hat ein Interesse daran, ein —“

„Das weiß ich eben nicht!“

„Laß es uns untersuchen!“ Der Maat war im Begriff, hinzugehen, aber der Steuermann hielt ihn fest.

„Warte, mein Junge! — Ich bin schon dagewesen. Ich will es dir erzählen. Das eine Ende der Zeitung ist unter das Bratspill geschoben, verstehst du, mein Sohn? — Ganz kunstgerecht heruntergeschoben ist es. Nun kann es nicht wegfliegen. Das andere Ende liegt unter der Kette dicht bei den Klüsgatten. Mitten auf dem Blatt aber liegt ein schwerer Stein!“

„Wir können unten im Logis fragen. Vielleicht hat ein Junge einen Witz gemacht!“

„Nein! — Ich habe schon herumgehorcht! — Das Sonderbare ist nämlich, daß ich diesen Fetzen Papier gestern schon an derselben Stelle gesehen habe. Da bin ich hingegangen, und habe ihn über Bord fliegen lassen. Und heute, seit drei oder vier Stunden, liegt das gleiche Zeitungsblatt wieder da. Wieder unter dem Spill und der Kette. und wieder mit dem Stein beschwert!“

Eine Weile war es still. Der Maat starrte mit weitgeöffneten Augen auf den Bogen Papier. „Wenn du es nicht erzählen würdest, Tom, könnte ich meinen, es will einer spinnen. Irgend so ein niederträchtiger Schuft, der es verdient, daß man ihm mit einem Tauende die Lust am Garn austreibt! — Warte, ich will doch sehen, was es für eine Bewandtnis hat!“

Vorsichtig tastete er zum Spill hinüber, beugte sich über das Zeitungsblatt und las. Dann schob er den Stein beiseite, befreite das Blatt und ließ es über Bord wehen. Der Sturm entriß es ihm und führte es davon.

„Es war der „Herold". Gleich auf der ersten Seite stand eine sonderbare Anzeige, die ich nicht verstehen kann!" sagte er zu Tom, als er zurückkam.

„Und was hast du gelesen?"

„Lanis Carlson — — ich erwarte Sie — — eine Silbermine und eine Million Pfund sind für ein Jahr Ihr Eigentum — — Eric Chilton!"

Der Steuermann holte tief Luft. „Siehst du! — Es ist dasselbe Blatt, dieselbe Nummer vom „Harald", die ich gestern schon dort gesehen habe!"

„Sonderbar! — Höchst sonderbar!"

In diesem Augenblick ließ sich dicht neben ihnen ein menschliches Wimmern vernehmen. Entsetzt sahen sich die beiden alten Seemänner an.

„Hast du das gehört, Tom?"

Der Gefragte nickte. „Ganz deutlich und nah!"

„Wo kann es gewesen sein?"

„Höchstens fünf oder sechs Schritt weit entfernt, dort!" Der Steuermann zeigte nach Back. „Gestern, als ich hier stand und über das seltsame Stück Zeitungspapier nachdachte, hörte ich es in den Klüsgatten rumoren, so deutlich rumoren, daß ich meinen Kopf wette, daß ich mich nicht getäuscht habe!"

„Horch!" Der Maat bedeutete ihm zu schweigen. Jetzt war ein leises Lachen zu hören. Es klang kurz, wie ein höhnisches Gekicher und kam von der anderen Seite.

„Damnit!" Der Maat sprang vor und lugte um die Ballen, die im Wege standen. Er mußte sich festhalten. Der Sturm riß ihn fast um.

„Siehst du etwas?"

„Nichts! — Der Sturm nimmt zu. Es wird eine schwere Nacht!" Der Maat kam zurück und wischte sich die Wassertropfen aus dem Gesicht.

„In einer Stunde ist es dunkel wie am jüngsten Tag. — Steh' uns bei, wer mag!" murmelte der Steuermann und schlug ein Kreuz. Dann wandte er sich der Luke zu. „Komm, laß uns zum Alten gehen!"

Gerade, als sie die Treppe hinuntergehen wollten, um den Kapitän aufzusuchen, erklang ein lauter, markerschütternder Schrei. Er kam von dem Platz her, auf dem sie gestanden hatten. Die beiden Seemänner starrten sich entsetzt in die Augen.

Unten wurde der Kapitän, ein alter, schneeweißer Seebär, sichtbar und erklomm die schmale Stiege.

„Was ist los? — Alles klar oben?"

„Ja!"

„Hat da nicht jemand geschrien?"

„Haben Sie es auch gehört, Käpt'n?"

„Werd' ich sonst fragen?"

Der Steuermann riß sich zusammen. „Käpt'n, — es geht um auf dem Kasten!"

„Was? — Ha! — Haha! — Was ist los, Mister Howith? Was haben Sie gesagt?" —

„Nichts weiter, als daß es hier umgeht, und dabei bleibe ich!"

„Die Teufel sind los, Howith! — Hören Sie nicht, wie es pfeift? Ein herrliches Wetter. So eine Fahrt habe ich vor acht Jahren gemacht, unten, ums Kap herum. Fuhr damals eine alte Brigg. Kam von Port Natal herunter. Mit zwei Masten waren wir abgefahren, wie es sich gehörte, hehe, ganz in der Ordnung. Als wir nach der vierten Nacht den Morgen kommen sahen, hatte sich das Topsegel in mein Sonnensegel verwandelt. Da war ein blödsinniger Ire an Bord, der behauptete, er hätte in der letzten Nacht, als der große Mast brach und der Mann auf dem Top über Bord ging, um nie wiederzukommen, den Napoleon gesehen, wie er auf einer Barke neben uns dahergejagt sei. Er habe ganz vorn gestanden, wo das Schiff schon bald aufhört und der Fuß über dem Wasser schwebt, die Arme verschränkt, wie er immer auf den alten Bildern zu sehen ist, wenn er Schlachten geleitet hat. Hehe! — Ein blödsinniger Kerl, dieser Ire. Ganz blödsinnig!"

„Es gibt Männer, Käpt'n, die mehr sehen können, als andere!"

„Richtig, Stürmann! — Und es gibt Männer, die nicht einmal eine Raa aufbrassen können! — Damnit!" Er schüttelte sich. Der Sturm verschlang die Worte, die er herausschrie.

„Aber Sie haben doch eben selbst gehört, daß hier jemand —?"

Der Kapitän sah den Steuermann groß und vergnügt an. „So? — Hab' ich? — Haha! — Hab' ich das wirklich? — Gewiß, es hat vielleicht auch jemand geschrien. Man kann es ja nicht wissen. Man erlebt manchmal wunderbare Dinge, die nachher ganz natürlich sind, wenn man sie bei Tage besieht! — Tja, geschrien hat es schon!"

Von unten herauf kam der Funker. „Käpt'n! — Der Apparat ist in Unordnung!"

„Donner! — Dann bringen Sie ihn in Ordnung!"

„Ich habe es schon versucht! — Es will nicht gehen!"

„Dann hauen Sie ihn in tausend Stücke. Zehn Jahre lang sind wir auf See gefahren und haben nicht so ein Ding an Bord gehabt! — Woran fehlt es denn?"

„Die Nadel schlägt immerzu aus!"

„Ist ein Anruf da?"

„Es müßte eigentlich einer da sein, aber das ist ja das Sonderbare, daß sich niemand meldet!"

„Rufen Sie!"

„Ich habe versucht, Kolombo anzurufen! — Ich bekomme keine Antwort!"

„Dann werden die Brüder da drüben wahrscheinlich schlafen!!"

Der Funker sah ratlos auf den Steuermann. „Es ist am besten, wir gehen hinunter!" entschied er. Auf der Treppe raunte er dem Maat zu: „Sage noch nichts von der Zeitung. Der Alte hält seinen Kasten für einen unvergleichlichen Luxusdampfer erster Ordnung!"

Der Steuermann trat in den Funkraum. Der Zeiger schlug nicht mehr aus. Er stand still. Dafür kam ununterbrochen ein Rufzeichen:

„v—e—g—o—v—e—g—o—v—e—g—o"

Plötzlich brach es ab.

„Was ist das?" Der Steuermann sah den Funker an. Der starrte auf die Buchstaben und zuckte die Achseln.

„Vego kann ein Antwortzeichen einer deutschen Stadt sein: Wir haben verstanden!"

„Verstehen Sie das?"

„Nein!"

Vom Gange her tönte wieder das Kichern, das der Steuermann schon vorhin auf dem Deck gehört hatte. Im nämlichen Augenblick fiel die Tür zu.

„Heiliger Klüverbaum!" Fluchend stieß der Steuermann die Tür auf und sah den Gang hinaus. Er war leer. Von dem Mannschaftslogis kam eben ein Schiffsjunge geschwankt.

„Hast du jemand den Gang heruntergehen sehen?"

„Nein!" Erstaunen malte sich auf dem Gesicht des Jungen.

Die Tür fiel wieder zu, diesmal von innen. Tom Howith hatte sie selbst zugezogen und riegelte sie nun von innen ab. Dann sprach er lange und eindringlich mit dem Funker. Als er nach einer halben Stunde wieder herauskam, war er beruhigter. Der Funker hatte nochmals einen Anruf versucht und sofort von Kolombo auch Antwort erhalten.

In der Nacht hatte sich der Sturm orkanartig gesteigert. Wie eine Nußschale tanzte die „Lady Harbin" auf den wilden Wogen. Alle Mannschaft war auf dem Posten. An Schlafen konnte man nicht denken.

Als der Morgen graute, hatte es die Runde gemacht und flüsternd ging es von Mund zu Mund: „Auf der Lady Harbin ging es um!"

Zwar hatte sich nichts mehr ereignet, aber wenn der zweite Steuermann selbst und auch der Maat etwas gehört hatten, so mußte es schon wahr sein.

Als um sieben Uhr die Wachen abgelöst wurden, ereignete sich aber etwas Seltsames. Gerade in dem Augenblick, als die vier Seeleute aus der Luke traten und sich im Sturm über das Deck arbeiten wollten, fiel ein heller Lichtschein auf, daß sie gebannt stehen blieben. Es war die Lampe am Heck, die sich, wie von unsichtbarer Hand geführt, langsam um sich selbst drehte. Zentimeter um Zentimeter rückte sie weiter. Jetzt stand der Schein auf den vorderen Mast gerichtet, und nun tanzte er auf und nieder, drehte sich gänzlich nach vorn und hatte endlich die alte, vorschriftsmäßige Richtung wieder eingenommen.

Wie erstarrt standen die vier Matrosen und sahen auf die Lampe. Keiner wagte ein Wort zu sprechen. Endlich, als sich die Starre gelöst hatte, machte einer ein Zeichen des Kreuzes. Die andern folgten seinem Beispiel. Schweigend gingen sie auseinander und traten die Wache an.

(Fortsetzung folgt.)

Mir fehlet ein Feinslieb.

Auf grüner Aue
Viel Blümelein stehn.
O hätt' ich ein Feinslieb
Wie Blümelein schön!
Hold singen die Vöglein
Im schattigen Hain.
O säng' mir ein Feinslieb
Wie Vögelein fein!

Am blauen Himmel
Kein Wölklein ich schau.
Säh' ich einem Feinslieb
In Äugelein blau!
Ihr Vöglein, ihr Blumen,
Du Himmel so weit:
Mir fehlet ein Feinslieb,
Hab' an euch kein' Freud'!

Friedrich Just

Aussprüche eines „alten Idioten“.

Von Jan Münzer.

Mein Freund — ja, gewiß ist es Freundschaft, was uns verbindet, eine solide Freundschaft. Ich verehre ihn und er verachtet mich dafür. Kann es etwas Solideres geben? —

Also mein Freund pflegt mit Vorliebe und mit sichtlichem Selbstgefühl von sich selbst zu sagen: „Ich alter Idiot!“ Damit pflegt er seine Bemerkungen über Menschen und Dinge einzuleiten. Es scheint manchmal, als ob er damit sagen wollte: „Ich brauche deine Zustimmung nicht — es wäre mir angenehmer, wenn du widersprächest.“ Aber ich will ihm nicht diesen Gefallen tun, ich widerspreche ihm nicht, ich pflichte ihm sogar meistens bei. Ich glaube nämlich in den meisten Fällen, daß er Recht hat, nicht nur von „seinem Standpunkte“ aus, sondern überhaupt . . . Was kann ich dafür? . . . Aber man glaube nicht, daß mein Freund sich für gescheiter hält, als die anderen und eine ironische Maske aufsetzt, um sich abzusondern und der prahlerischen Eigenliebe zu fröhnen. Nicht einmal das. Überhaupt ist es mir noch nicht gelungen, dahinter zu kommen, warum er sich mit solchem Wohlbehagen einen alten Idioten nennt. Aber das ist Nebensache. Was hauptsächlich in Betracht kommt, ist, daß er wirklich verrücktes Zeug zum Besten gibt, und daß dieses verrückte Zeug merkwürdigerweise mir durchaus einleuchtend ist. Ich bin also gewissermaßen ein Schüler des alten Idioten. Der einzige übrigens.

Und dabei ist mein Lehrer und Freund um zehn Jahre jünger als ich. Ich bin sozusagen der ältere Idiot. Das Wesentliche ist aber — wie mein Freund sagt — die Arterienverkalkung, auf die Zahl der Jahre kommt es nicht so an. Man ist natürlich auf die Weisheiten des „alten Idioten“ neugierig. Sehr begreiflich und erwünscht. Ich kann hier mit einigen probeweise aufwarten.

Geistesabwesenheit.

Haben Sie nicht bemerkt, daß die meisten normalen und vernünftigen Menschen geistesabwesend sind? Da sieht mich ein Bekannter auf der Straße: „Wie geht es Ihnen? Wie steht es um Ihre Gesundheit? Wann denken Sie sich von Ihrer vierten Frau scheiden zu lassen? Was meinen Sie von unserer Regierung? Ist es wahr, daß der Krebs heilbar ist?“ Diese und noch einige andere Fragen stellt er mir in der Dauer von nicht ganzen zwei Minuten. Kaum mache ich mich daran, gewissenhaft die erste Frage zu beantworten, setzt mein Bekannter ein zerstreutes Gesicht auf, seine Blicke laufen unruhig hin und her, und er scheint schon an etwas anderes zu denken; plötzlich reicht er mir hastig die Hand und macht sich davon. Die meisten meiner Bekannten sind so. Aufmerksam und geistesgegenwärtig ist nur derjenige, der ein Interesse daran hat, mich an einer Dummheit oder Gemeinheit, die ich mit Worten begehe, festzunageln: z. B. der Untersuchungsrichter, der Steuerbeamte, mein Gegner in der politischen Diskussion, meine Frau, von der ich mich scheiden lassen will . . . Nur Sie hören mich aufmerksam an. Sie sind eben minderwertig.

Demokratie.

Ich bin ja natürlich als alter Idiot auch Demokrat. Trage ich die Kleidung von 1728? Ich kleide mich nach der Mode von 1928 — erstens weil es viel billiger ist, und dann, um Aufsehen und Skandal zu vermeiden. Ich bin also für Demokratie. Aber mein Lieber, gibt es so etwas eigentlich? Nämlich Demokratie, nicht als geläufigen politischen Begriff, sondern als Tatsache. Schauen Sie nur um sich: Wo bemerken Sie eine Spur von Demokratie? Wer will nicht mehr sein und gelten, als die anderen? Wer legt sich nicht ein Machtzeremoniell zu, wenn er es vermag? Gibt es nicht in jedem Kreise mindestens einen Autokraten und eine servile Häßlichkeitsschar um ihn herum? Gibt es nicht einen Monarchen oder mindestens eine Oligarchie in jedem Arbeiterverbande trotz demokratischen Statuts? Sehen Sie sich den Direktor auch der kleinsten Bank an, ist er nicht ein regierender Fürst? Stößt man nicht in jedem Momente auf hohe Aristokraten, die, ob sie auch heutzutage nur Müller oder Meyer, Malinowski oder Kozlowski heißen, die von ihnen abhängigen Mitmenschen nicht minder verächtlich behandeln — wenn man's ihnen gestattet — als ehemalige Feudalherren ihre Leibeigenen? Zeigen Sie mir ein einziges Gebiet, wo es nicht Monarchen, Aristokraten, Satrapen, Mächtige und Herrscher aller Schattierungen gibt! Natürlich leiten sie ihre Macht von ihren Verdiensten um die Gemeinschaft und ihren Taten her und sind mit den Gesetzen des Landes im vollsten Einklange. Wenn ihnen aber ein Gesetz nicht paßt, so lassen sie es ändern — durch die Masse der ihnen Hörigen. Gibt es jetzt weniger Beherrschte und Unfreie als zum Beispiel im „dunklen Mittelalter? Bemerken Sie nicht, daß die heutigen demokratischen Gesetze keinen Starken daran hindern, unter Wahrung aller demokratischen Formen Macht an sich zu reißen, Schwächere zu unterdrücken und hoffärtig zu sein? Manchmal ist es nicht einmal ein Starker, sondern eine vom Schicksal begünstigte Null. Und doch bin ich für die Demokratie — warum denn nicht? Es bleibt ja sowieso alles beim alten — sogar beim uralten.

Befehlen und gehorchen.

Hören Sie mich alten Idioten an: Jede Rolle im Leben ist sehr schwierig für einen, der zu ihr nicht paßt. Es gibt manchmal in der menschlichen Gesellschaft gar zu viele, die zu der Stellung, in welcher sie sich vorfinden, nicht passen. Das gewährt einen trübseligen Anblick. Es gibt eine Unzahl von Leuten, die in sich einen unausrottbaren Drang spüren, zu befehlen: aber die Zahl der Befehlerstellen ist beschränkt, und die meisten Befehlernaturen müssen unten bleiben, in der Masse der Gehorchenden — zu ihrer lebenslänglichen Qual und oft zur Pein ihrer Nächsten. Mancheiner schafft sich einen Hund an und hilft sich über die Qual hinweg, — aber die anderen alle sind tragische Gestalten, denen es heroische Anstrengungen verursacht, anständige Menschen zu bleiben, d. h. „unten“ zu sein und nicht allzu gefährlich aufzubegehren. Dagegen sind oft geborene Gehorcher dank ihrer Gehorcherbegabung oben in den leitenden und höchsten Stellungen. Das Schicksal liebt bekanntlich tolle Witze. Da sitzt ein Minister im Amtssessel und sehnt sich nach einem klaren, unzweideutigen Befehl, denn die Kommissionsdiskussionen haben ihn ganz wirre gemacht. Wenn gerade der Premier oder ein Parlamentsklubvorsitzender ihn nicht rechtzeitig mit einem Befehle versieht, gehorcht er ganz gerne, sogar seinem Sekretär. Er gehorcht mit Vorliebe, befiehlt widerwillig. Denn im Gehorchen ist er durch langjährige Übung Meister geworden, das Befehlen dagegen ist ihm unwegsames Neuland. Und doch muß er die Allüren wahren, die sein Amt erfordert. Und die gefolterte Gehorchernatur wird launisch, grob und wild. Es gibt aber auch Leute, die weder zum Befehlen, noch zum Gehorchen taugen, wie ich alter Idiot und verpfuschte Existenz . . .

Sehnsucht nach der Nachwelt.

Wir gewöhnliche menschliche Einzelwesen sind Stückwerk, zusammengeflickt aus buntem Allerlei. Diesem minderwertigen Flickstoff ist irgendwo unmerklich ein Gränchen, ein ganz winziges Partikelchen eines Stoffes beigemengt, in dem die ganze Ewigkeit flutet. Es klingt wie Unsinn, aber es kann nicht anders ausgedrückt werden. In jedem Menschen ist etwas ganz Besonderes, um dessen willen seine Existenz überhaupt einen Sinn hat — alles übrige gehört in die Statistik als tote Nummer. Heute lebe ich an dieser Stelle, nach Jahren oder Jahrzehnten wird ein anderer Mensch an dieser Stelle leben, für den ich nicht einmal eine blasse Erinnerung sein werde. In jedem Menschengeschlechte fallen Millionen der Vergessenheit anheim. Aber manche Phantasiegestalten aus Dichtungen leben sehr lange, oft Jahrhunderte lang. Warum? Weil sie solider gebaut sind, als wir, Menschen der lebendigen Wirklichkeit. Sie haben sicher mehr „Partikelchen“ des köstlichen Stoffs in sich, der im wirklichen Einzelleben in den allermeisten Fällen ganz unsichtbar bleibt sie haben ihn jedenfalls in konzentrierter Gestalt. Ein Dichter hat nämlich die Partikelchen erfühlt und sie in der Gestalt, die er nach dem Vorbild wirklicher Menschenwesen ersonnen, von einer glücklichen Stelle aus sichtbar werden und strahlen lassen. Was wir alles nicht sagen und tun können, wird für uns eine Phantasiegestalt sagen und tun, ein Phantom, das vielleicht ein Dichter einmal schaffen wird. Und die späte Nachwelt wird das Phantom, in dem Gränchen, Partikelchen von mir und Ihnen sein werden, verehren und in ihr künftiges Eigenleben einverleiben. Alles blöde Zeug aber, das in uns ist, wird nach unserem hoffentlich baldigen Tode in Nichts aufgehen, wie es sich gebührt. Das feine Partikelchen, das ich mein Leben lang bisher vergebens in mir gesucht habe, soll bleiben. Ich vermache es dem größten Dichter der noch nicht geborenen Generation. Er möge damit schalten und walten, wie er will. Wie Sie sehen, sehne auch ich mich nach ein wenig Nachwelt und Nachleben und kann mich mit dem Gedanken nicht abfinden, daß es mit mir ein für allemal ein Ende haben wird. Auch so ein Zug eines alten Idioten.

Frieden.

Wolken heben den blassen
Mond aus dem Tann,
Der Abend geht durch die Gassen
Und zündet die Lichter an.

Über Türme und Dächer
Schwingt Glockenton,
Schwächer, immer schwächer,
Verklungen schon . . .

Als ob eins auf Sammet schritte,
Scheu und sacht,
Tasten leichte, leise Tritte:
Die Nacht.

Aus den Fliederzweigen
Noch ein Vogelschall.
Nun tiefes, tiefes Schweigen
Überall . . .

Bruno Wunderlich.

Audienz.

Groteske von Ludwig Schuster.

Audienz ist etymologisch verwandt mit Auditorium. Das Auditorium umfaßt mehrere, Audienz einen allein. Letzteres ist schwieriger als ersteres. Und beklemmender. Es regt meist auf. Koffeinfreie Audienzen gibt es noch nicht. Neulich erhielt ich eine sehr schmeichelhafte Einladung. Die hohe Persönlichkeit wünsche mich persönlich kennen zu lernen, hieß es. Das überraschte mich. Aber ich suchte sogleich meinen Frack herbei. Er roch nach Mottenkugeln. Er ist nämlich schon jahrelang für eventuelles Berühmtwerden eingeweckt. Und nun war es mit einem Mal so weit. Mit feierlicher Genauigkeit knotete ich den Binder. Meine Hände zitterten. Hätte ich eine Blinddarmoperation machen müssen, sie hätten weniger gezittert, obwohl ich nicht Mediziner bin, sondern Kakteenliebhaber. Dann ging ich. Um mir Mut zu machen, trank ich zuvor noch ein Gläschen Audienzian. In jeder Kniekehle fühlte ich einen Chapeau claque, als ich die hohe Persönlichkeitstreppe hinauf ging. Ein Lakai empfing mich. In meiner Verwirrung redete ich ihn mit „Herr Kommerzienrat" an. Er lachte aber nicht. Wenn ich eine Fliege wäre, würde ich nur über Lakaiengesichter kriechen. Er hielt mir ein silbernes Tablett hin. Ich legte ein Fünferl drauf. Er schaute mich schonend an. „Entschuldigen Sie", sagte ich, „ich bin auf dem Land aufgewachsen, bei der Bauernhochzeit haben sie auch solche Teller." Er lachte nicht. Er sagte nur: „Ihre Karte!" Sein Mund bewegte sich dabei kaum; er muß Bauchredner sein. Ich hatte aber keine Karte. Bestürzt wühlte ich in meiner Brieftasche, als ob ich eine hätte. Ich wußte aber ganz genau, daß ich keine hatte. Ich wollte nur verschleiern. In den Korridoren hoher Persönlichkeiten macht man es so, ich wußte das. Aber das Tablett war von taktloser Beharrlichkeit. Alle meine intimen Photographien fielen mir auf den Parkettboden. Schließlich legte ich die Typenbescheinigung meines Motorrads auf die Platte. So kam ich ins Wartezimmer.

Ich hätte aufgejubelt, wenn eine gute Fee gekommen wäre und gesagt hätte: „Mein Lieber, das ist gar nicht das Vorzimmer der hohen Persönlichkeit, sondern der Warteraum von einem Zahnarzt." Aber es kam keine. Es lagen auch keine Zeitschriften auf dem Tisch. Hätte ich wenigstens ein bißchen in der „Boxwelt" lesen können! So aber mußte ich die Wände anschauen. Gramvoll schaute ich sie an. In einem Kästchen hing eine Schmetterlingssammlung. Sofort spürte auch ich eine Nadel durch meine Brust gehen. Als ich aber näher hinsah, waren es gar keine Schmetterlinge, sondern Orden. „Das ist inhuman", dachte ich. Aber da knarrte auch schon die hohe Türklinke. Das lud meinen Stuhl mit Hochfrequenz. Ich schnellte empor. Selbst der geübteste Nordseefischer hätte mich in diesem Moment von einem Zitterrochen nicht unterscheiden können. „Haltung!" kommandierte mein Unterbewußtsein. Aber es half ihm nichts. Mein Astralleib hat heute noch keine Ahnung, wie er über die schwierige Schwelle kam. Und nun stand ich drinnen wie das Hüterbüberl beim Kaiser Karl im Untersberg. „Guten Morgen", sagte die hohe Persönlichkeit. Ich sagte nichts. Ich hatte den Mund voll Wüstensand. Ich ließ nur meine Hutkrempe zwischen den Fingern rotieren. Die hohe Persönlichkeit wandte sich mir zu. Ich sah sie nicht. Ich sah nur Filmleinwände, auf denen es hagelt, und Seifenblasen und parapsychologische Existenzen. Die hohe Persönlichkeit fragte mich nach meiner Erfindung. Ich aber lächelte nur selig. Hierauf roch die hohe Persönlichkeit an meinem Frack. „Sie scheinen auch ganz in Ihrem Beruf aufzugehen", sagte die hohe Persönlichkeit. Da mußte ich niesen. —

Auf einmal stand ich wieder unten auf der Straße. Ich wunderte mich, daß an den Telegrammtafeln kein Erdbeben angeschlagen war. Zwei Tage später erhielt ich vom Sekretariat der hohen Persönlichkeit einen Brief. Er war nicht schmeichelhaft. Ich war nämlich nicht der berühmte Chemiker, den man zu sehen gewünscht hatte, sondern nur sein Namenskollege.... Das ist doch ärgerlich!

Bunte Chronik

* **Papierherstellung im alten Tibet.** Ein alttibetisches Rezept für die Papierbereitung findet sich in einem vergilbten russischen Manuskript, das teilweise von Professor Dr. Papish von der Cornell-Universität übersetzt worden ist. Die Handschrift gibt weder den Namen des Verfassers noch irgendein Datum an und läßt nur durchblicken, daß sie sich auf Angaben des mongolischen Lamas Tsordji stützt. Nach Ansicht Dr. Papish' stammt das Buch aus dem 17. Jahrhundert. Abgesehen von einigen der Beschreibung eines chinesischen Tempels in Kitchta gewidmeten Seiten handelt es vornehmlich von alten Sitten und religiösen Gebräuchen der Mongolen und Tibeter. An einigen wenigen Stellen beschäftigt sich der Verfasser mit der Papierfabrikation. Wie der Lama dem russischen Verfasser mitteilte, „wird im Lande Tungusien — wie Tibet im 17. Jahrhundert auf Russisch hieß — Papier aus Lumpen gemacht. Diese werden zerkleinert, mit Wasser vermischt und dann in Form dünner Ziegel ausgebreitet. Man deckt sie nicht zu, sondern setzt sie der Sonnenglut zum Trocknen aus. Die durch die Hitze zusammengeschrumpften Stücke werden schließlich breit geklopft." — Dem Wortlaut des Manuskripts zufolge muß man nach Dr. Papish annehmen, daß die Kunst der Papierfabrikation den Tibetern vielleicht schon mehrere Jahrhunderte bekannt war, bevor der Lama Tsordji seinem russischen Freunde vorstehende Angaben machte. Die Methode gleicht einem Verfahren, das die als Erfinder des Papiers geltenden Chinesen anzuwenden pflegten.

*

* **Das stimmkräftigste Tier.** Der Löwe, dessen Brüllen man im allgemeinen für unüberwindlich laut hält, wird an Stimmkraft noch von einem Tier übertroffen, dem in den indischen Bergwäldern heimischen Gaur (Bos gaurus), einem riesigen Rind, das in seiner Größe von drei Meter und Breite von fast zwei Meter nur noch vom Elefanten übertroffen wird. Die Lunge dieses Rindes ist sechsmal so groß wie die des Löwen, und seine Stimme ist so gewaltig, daß sie mit keiner anderen Tierstimme zu vergleichen ist. Das Fleisch des Gaurs, der Menschen nur angreift, wenn er Gefahr wittert, ist in Indien sehr beliebt.

*

* **Ein Riesenpark in Amerika.** M. Rockefeller hat im Andenken an seine kürzlich verstorbene Frau eine Million Dollar gestiftet für einen Nationalpark, der eine Ausdehnung von 1800 Kilometer im Quadrat haben wird und Berge, über 2000 Meter hoch, einschließen soll. Der Park soll den Charakter eines Naturschutzparks haben, und von Urwaldtieren bevölkert werden.

Lustige Rundschau

* **Ein Reinfall.** Ein Schulinspektor, der der Schrecken seiner Lehrer war, kam in eine Schule, und entdeckte dort sogleich, daß die Karte an der Wand schief hing. „Kann eins von euch mir sagen, was hier nicht in Ordnung ist?' fragte er ohne weiteres. — Anfangs wußte keiner der Schüler eine Antwort; aber endlich sagte einer: „Daß Sie den Hut noch auf dem Kopfe haben, Herr Schulinspektor!" — Da wendet sich der Gestrenge eiligst zum Gehen, und hatte einen sehr roten Kopf.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.